

„Herr Effenberg hat zu viel getrunken“

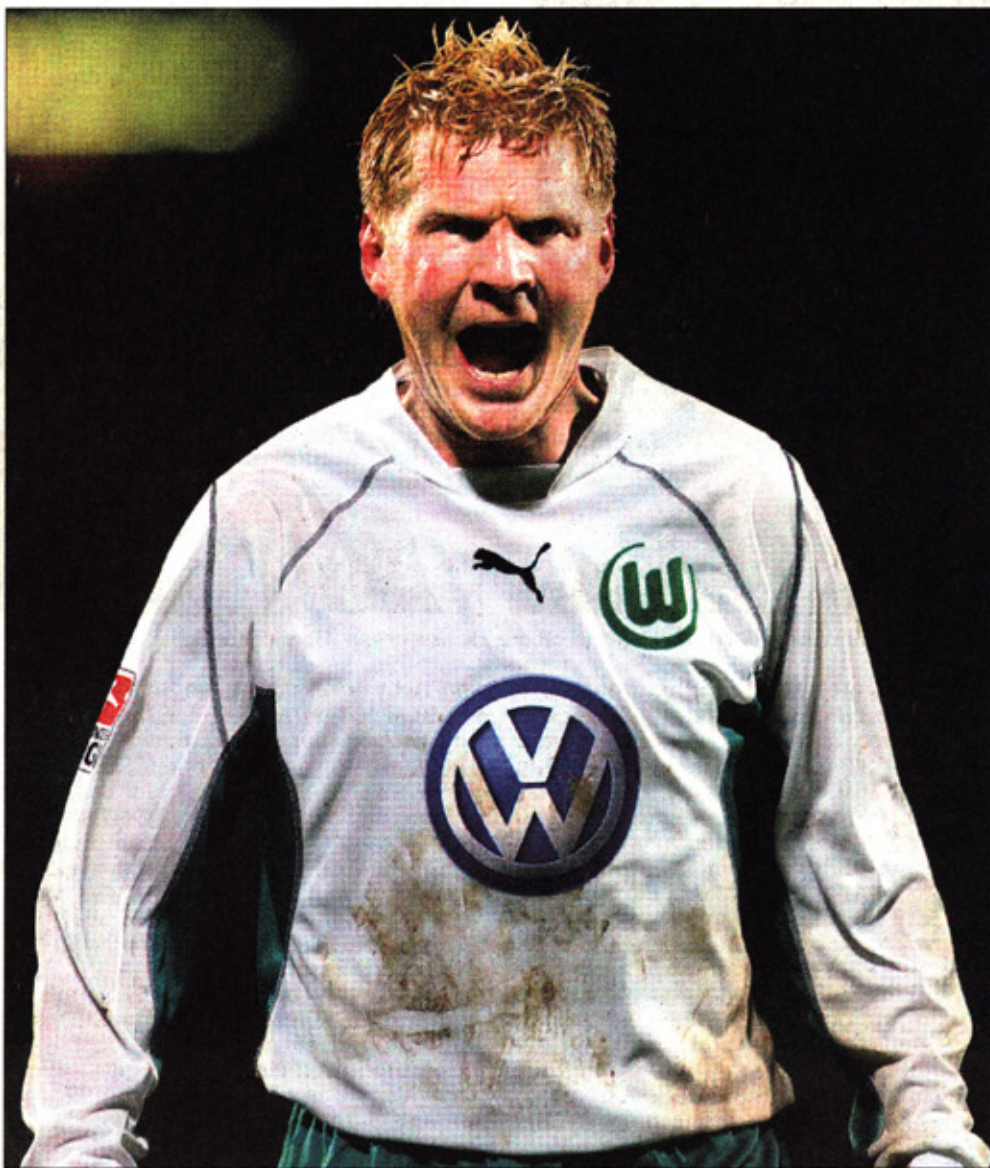
Und zu viel geschrieben: Mit einem Buch versucht sich der Fußballer als Nachfolger von Dieter Bohlen

Von unserem Redakteur
Rainer Mammen

Lebst du schon? Oder stinkst du noch? Stefan Effenberg, 34, könnte jetzt eigentlich anfangen zu leben: Seine Bundesliga-Karriere hat der Profi-Kicker gerade schlagartig beendet, allenfalls lockt ihn jetzt noch der Wüsten-Sturm im sandigen Scheichtum Katar, während im schönen Florida (USA) reizende Kinder auf den lieblichen Vater warten, der er ja schließlich auch ist. Aber Effe, der Erfinder des Stinkfingers (, einmal und nur für höchstens zwei Sekunden“ bei der WM 1994 gegen die Fans gerichtet), mag von seinem Image als Stinkstiefel des deutschen Fußballs immer noch nicht lassen. Darum musste er nun ein dickes Buch schreiben (lassen), in dem der unbeliebteste Spieler der Liga einmal mehr seiner Lieblings-sportart frönt: dem Nachtreten. „Ich hab's allen gezeigt“, lautet folglich der Titel (erschienen bei Rütten & Loening, Berlin), und ganz hinten in diesem Druckwerk verrät Effe auch, welche statistische Auswirkung solch unverdrossenes Zeigen hatte: „Als einziger Bundesligaspieler sah ich über hundertmal die Gelbe Karte.“

Das liest man gern – obwohl man eigentlich von Effenberg doch eine völlig andere Lektüre erwartet hatte. Gezielt heiß gemacht durch eine wochenlange Kampagne der „Bild“-Zeitung, durch auszugswaie Vorabdrucke und Softporno-Bilder an allen Haltestellen der Republik, fokussierte sich das schmierige Interesse natürlich auf den Boulevard-Effenberg, auf einen Proll zwischen zwei Blondinen, seiner Ex-Frau Martina und seiner neuen Flamme Claudia Strunz – mit anderen Worten: auf eine Art Fortsetzungsgeschichte zu Dieter Bohlens schmierigem Bekenntnis-Bestseller „Nichts als die Wahrheit“. Einige ausgewählte Ekel-Zitate genügt, und schon verlor selbst die sonst jedem Zeitgeiste-Firlefanz ironisch zuzuwinkende Sonntags-„FAZ“ Humor und Contenance („Man muss solche Typen bekämpfen“). Die „taz“ konterte mit einer systemtheoretisch untermauerten Verteidigung der Liebe in den Zeiten von medial verbreiteter Pest und Cholera – und fürs weniger feingeistige Publikum fasste „Der Spiegel“ das noch gar nicht erschienene Buch so zusammen: „Die Maul- und Frauentseuche hat Effe erfasst.“

Seit gestern nun liegt Effenbergs Opus tatsächlich in den Buchhandlungen – und nach dem Studium seiner immerhin 320 Seiten, geistgeschriebenen von dem RTL-Sportreporter Jan Mendelin, kann man die flotte „Spiegel“-Diagnose leider nur zur Hälfte bestätigen: „Das mit dem Maul geht schon in Ordnung, das mit den Frauen jedoch ist nur eine Mischung aus Aufschneideri und boulevardeskem Wunschdenken. Tatsächlich hat's Effe ausweislich seiner Memoiren überhaupt nur zweieinhalb Frauen gezeigt: Martina und Claudia eben – sowie einer „Liebschaft...“, die nicht der Rede wert war. Diese



Stefan Effenberg, wie wir ihn lieben: still, bescheiden, blitzsaubere Weste.

Foto: dpa

Frau hatte allenfalls die Note vier minus verdient. Ausführlicher gewürdigt und oft besser beurteilt werden Effenbergs Autos, von „meinem weißen Opel Kadett 1.3“ bis zu „meinem schwarzen Ferrari“. Denn offenbar ist Sexualität für den „Weltklasse-Spieler“ (Effe über Effe) etwas, das beim Fußballspielen und beim nachträglichen Feiern eher stört und zur Not mit Hilfe von „Playboy“-Illustrationen herausgeschwitzt werden muss. Schon als Pubertierender stellt er sich dabei besonders blöd an. Zwar macht er mit seiner einzigen Vorlage das, „was man in diesem Alter halt so macht“. Aber: „Erst viel später begriff ich, dass jeden Monat ein neues Heft herauskam.“

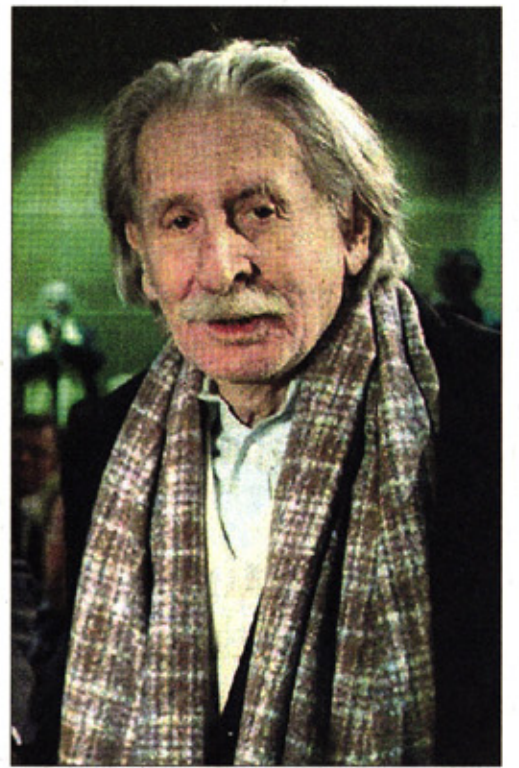
Auch nur zögernd mag Effe dann begreifen, dass die böse Welt kaum gewillt ist, ihn als Lichtgestalt zu verehren, sondern in ihm lieber (und völlig überraschend) einen asozialen Spielverderber und Großkotz sieht.

Immer wieder geschehen ihm auf seinen beiden Spielfeldern – Fußballplatz und Disco – unerklärliche Missgeschicke (siehe den ausgefahrenen Stinkfinger oben), und zuweilen redet er in aller ihm eigenen Freundlichkeit nur auf Menschen ein, die ihn hinterher räteln wegen Körperverletzung verklagen. Rätselhaft! Am rätselhaftesten vielleicht jene Episode, bei der er genau vor seiner Haustür den Führerschein verliert – wegen popeliger 1,07 Promille! Was hätten die Polizisten zu dem berühmten Effe denn sagen sollen? Genau: „Herr Effenberg, Sie haben etwas zu viel getrunken, passen Sie beim nächsten Mal ein bisschen besser auf.“ Stattdessen folgt eine entwürdigende Blutprobe, und als die Beamten Effe – „Ich fühle mich fit“ – nach Hause fahren, „hätte ich ihnen beinahe noch Geld in die Hand gedrückt, weil ich für einen Moment dachte, ich säße in einem Taxi.“

Aber so geht das ja dauernd. Die Menschen behandeln Effenberg schlecht, während er sie nur so behandelt, wie sie es tatsächlich verdienen – mit dem erwähnten Nachtreten also, vulgo: Jeder kriegt sein Fett weg. Sein ehemaliger Berater „Pflippi“, der den Konkurrenten Lothar Matthäus aufmerksam betreut hatte: „wohnt... auf Mallorca und malt dort Bilder. Er vertritt nur noch wenige Spieler – ist auch besser so“. Willi Lemke, der Effe damals, als er aus Italien weggekauft werden wollte, nicht zu Werder Bremen holte: „Ist mittlerweile auch da, wo er hingehört – er ist Schulsenator in Bremen. Das große Fußballgeschäft war nicht seine Welt“. Der Trainer Hannes Bongartz, für den Effe zu lange laufen sollte: „In der dritten Liga in Wattenscheid... Ein Amateur zu den Amateuren“. Fußball-Legende Paul Breitner, der im Fernsehen so tut, als habe er „den Fußball eigentlich erfunden“: „am Kochtopf bei Alfred Biölek... Vielleicht sollte er sich künftig mehr auf diesem Gebiet bewegen“. Am heftigsten aber trifft es Lothar Matthäus, Effes lautsprechendes Alter Ego, dem der Biograf ein ganzes Kapitel widmet – mit einer leeren Seite, weil es sich ja eigentlich gar nicht lohnt: „Lothar“, schreibt Effe (eigentlich über Effe), „hatte immer dicke Backen. Er gab ständig und überall seine Kommentare ab“.

Was noch? Hätte Vater Effenberg seinem Sohn die Kindergitarre nicht rechtzeitig „auf den Arsch“ geschmettert, wäre Stefan vielleicht „Popstar geworden statt Fußballprofi“. Eine andere Option: Nach drei Flaschen Wein in einer Disco schmettert Effe schamlos durch den Saal: „Da wäre Pavarotti neidisch geworden.“ Dritte Möglichkeit: Effe spricht in einer Kirche, „über die Kinder in der ganzen Welt“, und seine „Schwiegmutter meinte: ‚Dir fehlt jetzt nur noch der Talar, und dann bist du Pfarrer Effenberg‘“. Nun ist er stattdessen Bestseller-Autor geworden – auch nicht übel. Denn in welchem Buch stehen schon so schöne Überschriften wie: „Manchmal war die Kacke am Dampfen“. Oder: „Bekloppt vor dem Fernseher“. Oder: „Die totale Verarschung“. Oder, um auf Effes alle Welt rasend faszinierende Sexualität zurückzukommen: „Blöde Mädchen“.

Man könnte derlei – wie die „taz“ – mit Niklas Luhmanns freundlicher Systemtheorie entschuldigen. Man könnte aber auch, mit der Kritischen Theorie Theodor W. Adornos, ein bisschen schärfer darüber urteilen. Über „Dummköpfe“ Effenbergschen Formats heißt es im 118. Abschnitt seiner berühmten „Minima Moralia“: „Von der Unruhe des Bewußtseins brauchen diese nicht länger sich plagen zu lassen. Geistige Schwäche, bestätigt als universales Prinzip, erscheint als Kraft zum Leben... Sie sind down to earth wie die zoologischen Ahnen, ehe diese sich auf die Hinterbeine stellten.“ Was aber Effe vielleicht doch nicht völlig gerecht würde: „Ich stand“, weiß der bekennende Stinker – also bitte: geword –, „über diesen Dingen.“



George Tabori

Foto: dpa

Ruheloser Unruhestifter

Jeannette-Schocken-Preis für Tabori

Von unserer Mitarbeiterin
Inge Zenker-Baltes

Den Bremerhavener „Jeannette-Schocken-Preis“ gibt es schon seit 1991. Er ist etwas ganz Besonderes, denn das Preisgeld von in diesem Jahr 7500 Euro bringen die Bürgerinnen und Bürger von Bremens kleiner Schwester selbst auf, eine unabhängige Jury bestimmt die in zweijährigem Turnus zu kürenden Preisträger. Gedacht werden soll zum einen der mühenreichen Bremerhavener Jüdin Jeannette Schocken, die vielen vom Nazi-Regime Verfolgten in ihrer Villa Unterschlupf gewährte und bei der Ausreise aus Deutschland half, bis schließlich sie selbst und ihre schwerkranke Tochter ins Vernichtungslager Minsk deportiert und dort umgebracht wurden.

Zum andern steht das Datum der Preisverleihung für die auf dem Bremerhavener Marktplatz am 6. Mai 1933 veranstaltete Bücherverbrennung und will, „ein Zeichen setzen gegen Unrecht und Gewalt, gegen Hass und Intoleranz“.

Die Auswahl der bisherigen Preisträger – von Louis Begley über Irene Dische, Hanna Krall und Barbara Honigmann bis hin zum Literatur-Nobelpreisträger von 2002, Imre Kertész – lässt das Konzept und den hohen Anspruch der Stadt und ihrer Juroren erkennen.

Dass auch George Tabori, der diesjährige Preisträger, dem vorgegebenen Maßstab gerecht wird, versteht sich von selbst. Als „herausragenden Dramatiker, bedeutenden Erzähler und einzigartigen Regisseur“ lobt das Gremium den 1914 in Budapest Geborenen und ehrt damit einen ruhelosen Künstler, der schon immer gegen den Strom schwamm, Provokationen und Experimente liebte und auch existenzbedrohende Risiken einging – ein Unruhestifter im positiven, kreativen Sinne.

Der bekannte Theatermann, Sohn eines später in Auschwitz ermordeten Journalisten, emigrierte 1936 nach London, wo er als Auslandskorrespondent, ab 1941 auch als Kriegsbereiter arbeitete und als Romancier debütierte. 1947 fand Tabori zu seiner eigentlichen Berufung. Er begann, Drehbücher zu verfassen und ging in die USA. Dort lernte er Bertolt Brecht, Thomas Mann, Lion Feuchtwanger, auch Charlie Chaplin, Charles Laughton und Greta Garbo kennen. Bald schrieb er Drehbücher für Alfred Hitchcock und Joseph Losey, pendelte zwischen Amerika und Europa hin und her, verfasste erste Bühnenstücke, bei deren Uraufführungen unter anderem Elia Kazan Regie führte. Sehr erfolgreich inszenierte er immer wieder auch seine eigenen Stücke.

Mit Bremen und dessen Theater verbindet den risikofreudigen Ausnahme-Regisseur eine spannungsreiche, nicht bruchlos positive Zusammenarbeit. Taboris mit großer Verve 1976 gegründetes „Theaterlabor“, mit dem er neue, experimentelle Wege erprobte, endete bereits 1977 in einem Missklang, als der damalige Kultursektor das im Vorfeld des Stücks „Die Hungerkünstler“ begonnene Fasten der Schauspieler untersagte. Mit einigen Getreuen verließ Tabori Bremen vorzeitig und wurde einige Jahre von keinem deutschen Theater fest engagiert.

Ab Mitte der achtziger Jahre konnte er dann jedoch mit seinen Opern- und Schauspiel-Inszenierungen überwältigende internationale Erfolge feiern, die auch durch einige Skandal-Aufführungen nicht geschmälert wurden. Zudem schrieb er weiterhin Romane, Essays und zuletzt, 2002, mit „Autodafe“ eine Autobiographie, die in Kritikkreisen auf positive Resonanz stieß. Der vielseitige Kosmos erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen, darunter den Prix Italia und den Büchner-Preis. Heute lebt er in Berlin.

■ Preisverleihung am 11. Mai, 11 Uhr, im Historischen Museum Bremerhaven, Morgenstern-Museum, An der Geeste.
■ Gespräch mit George Tabori und Lesung aus seinem Werk am 10. Mai, 20 Uhr, im Theater im Fischereihafen.
■ Begleitende Lesungen am 13. (Martin Doerry), 14. (Anna Mitgutsch) und 15. Mai (Franz Hodjak), jeweils um 20 Uhr im Pferdestall, Gartenstraße.

Wo waren die Klangfarben?

Philharmonisches Kammerkonzert mit dem Fauré-Quartett

Von unserem Mitarbeiter
Simon Neubauer

Sie sind auf den Podien rar geworden, die Klavierquartette. Aber die „Macher“ der Philharmonischen Kammerkonzerte haben doch eines entdeckt und zum Bremer Debüt in den kleinen Glockensaal eingeladen: das Fauré-Quartett mit Erika Goldsetzer (Violine), Sascha Frömbling (Viola), Konstantin Heidrich (Cello) und Dirk Mommertz (Klavier). Die vier jungen Musiker hatten sich schon andernorts etliche Lorbeeren erworben und brachten sich nun auch im kleinen Glockensaal um mangelnde Zustimmung nicht zu sorgen. Ganz besonders nicht nach dem 2. Quartett g-Moll, op. 45 ihres Namensgebers Gabriel Fauré. Da stimmte dann alles, nicht nur in der technischen Bewältigung, sondern auch im beherzten Zugriff auf das ausgereifte Klangspektrum und die durch eine romantische „Idée fixe“ zusammengehaltene Substanz des Werkes.

Der Pianist, vorher mitunter ein wenig zu dominant mit seinem pointiert ausgespielten, schönen Ton, fügte sich nun mit hohem musikalischen Geschmack ein in die wohl-dosierte Klangemphase der Streicher. Das breite Strömen samt kraftvoll ausgekosteter

Intensitätssteigerungen der Streicher im Kopfsatz, das mit Temperament akzentuierte, auch mal piffig betonte Scherzo, die zunächst vom Bratscher beschworene träumerische Stimmung des Adagio und der normale Aufbruch des Finales summieren sich zu einer göltigen, ja packenden Wiedergabe.

Nicht lange in Erinnerung bleiben wird hingegen das eingangs gebotene Phantasy Piano Quartet fis-Moll von Frank Bridge, und zwar nicht wegen der vollgriffigen Interpretation, sondern wegen des Werkes selbst, das einerseits Etliches an Phantasy produziert, andererseits wenig an einprägsamer Gestaltungskraft. Letztere hatte Mozart mit seinem g-Moll-Quartett KV 478 in Hülle und Fülle miteuteilt. Aber wieder zeigte sich, dass Mozart sehr, sehr schwer ist. Die sympathischen Musiker schienen ja alles verstanden zu haben, was sich in weiträumiger Entfaltung an Trauer, Entschlossenheit, Trotz und rastloser Unruhe kundgibt. Doch dann fehlen eben jetzt noch die besonderen Klangfarbendifferenzierungen. Nach dem überaus herzlichen Schlussbeispiel ein lausbübisches Stück von Aleksander Transman als Zugabe.



Geraubt und zurückgekehrt: Statue aus dem Nationalmuseum in Bagdad.

Foto: dpa

Nicht alles geplündert

Tausende Manuskripte und Objekte in Bagdad gefunden

Washington (dpa). Nach den Plünderungen im Irak sind fast 40.000 Manuskripte und rund 700 Kunstgegenstände in Bagdad wiedergefunden worden. Nach Angaben des US-Zollbeamten in Zusammenarbeit mit dem Militär und Museumsexperten die Kulturgüter wiederentdeckt.

Viele der vermissten Kunstgegenstände sind laut CNN in geheimen Lagerräumen des Museums wiedergefunden worden. Sie seien vor dem Krieg dort versteckt worden. Andere seien nach dem Versprechen von Belohnungen und Straffreiheit zurückgegeben worden, hieß es weiter. Mitarbeiter der US-Einwanderungs- und Zollbehörde (ICE) schätzen, dass möglicherweise nur wenige wichtige Stücke fehlen könnten. Dies lasse sich aus den vorliegenden Fotos und Dokumenten schließen. Einige wertvolle Stücke wurden nach Einschätzung von US-Beamten von professionellen Dieben entwendet.

Der gerade aus dem Irak zurückgekehrte Marburger Altorientalist Prof. Walter Sommerfeld brachte aus Bagdad eine Übersicht verschwundener oder beschädigter Gegenstände mit. Zu den verlorenen Objekten aus dem Nationalmuseum gehören demnach die berühmte Warka-Vase aus Uruk (3100 v. Chr.). Das Gehe aus der Liste, die Sommerfeld von Mitarbeitern des Nationalmuseums erhalten hat, hervor. Zu den erhaltenen, aber beschädigten Schätzen gehörte die rekonstruierte Gold-Lyra aus Ur. Die Museumsbibliothek sei erhalten geblieben, ebenso viele Grabungsunterlagen und wohl auch die meisten Inventarblätter. Als einer der ersten deutschen Wissenschaftler hatte der Marburger Altorientalist den Irak Ende April bereist. Die bedeutendsten Stücke – darunter der berühmte Goldfund aus den assyrischen Königinnengräbern in Nimrud – hätten im Tresor der Zentralbank geruht. Auch hier hätten Plünderer lange Zeit freie Hand gehabt, inzwischen werde sie von Soldaten abgesichert. „Selbst die Leitung des Antikendienstes hat keine Informationen, was von diesen Schätzen erhalten geblieben ist und wo sie sich jetzt befinden“, schrieb Sommerfeld in einem Beitrag für die Süddeutsche Zeitung. In Babylon habe es in den vergangenen Tagen noch Plünderungen gegeben, dort seien Dokumentationen über die irakischen Grabungen verbrannt.

Eine Million für die Steuer

Kunsthalle zieht eine letzte Bilanz der Van-Gogh-Schau

Bremen (ctr). Erst wenn's das Amt abstempelt, ist etwas sicher. Also teilten Vertreter von Kunstverein und Kunsthalle gestern gut gelaunt mit, dass der steuerliche Gewinn, den Bremen durch den Besucherandrang zur Van-Gogh-Ausstellung erwarten darf, wie prognostiziert bei rund einer Million Euro liegen wird. Grundlage dieser Berechnung des Finanzamtes sind die rund elf Millionen Euro, die als regionalwirtschaftliche Effekte während der Ausstellungsdauer in Gastronomie, Tourismusbranche und anderen Geschäften „hängen blieben“. Der Gewinn für den Kunstverein, so Kunsthallen-Sprecherin Christine Kramer, belaufe sich auf insgesamt 500.000 Euro. 100.000 Euro davon sind durch die Renovierung allerdings

wieder verschlungen. Je zur Hälfte wird der Rest des Geldes zum einen in die Anschaffung neuer Werke investiert und zum anderen als kleines Polster für die nächste anstehende Großausstellung zurückgelegt. Angesichts eines Gesamtvolumens von sieben Millionen Euro, die die Van-Gogh-Ausstellung kostete und die ähnliche Schauen wieder benötigen würden, sei dies nicht viel, so Kramer.

Kunsthallen-Direktor Wulf Herzogenrath mahnte bei der Vorstellung der Zahlen erneut an, dass für sein Haus – anders als beim Theater oder dem Musikfest – bislang noch immer keine schriftliche Absicherung des Etats durch die Stadt vorliege. Dies erschwere die Planungen des nächsten „Blockbuster“ enorm.